

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30516-2

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de

Der Autor

Pierre Magnan wurde 1922 in Manosque (Basses-Alpes) geboren. Er hat über 20 Bücher veröffentlicht, von denen mehrere in Frankreich und anderen Ländern preisgekrönt, in zahlreiche Sprachen übersetzt und verfilmt wurden. Als Erstes erschien 1999 »Das ermordete Haus« in deutscher Übersetzung. »Das Zimmer hinter dem Spiegel« (2000), der erste Laviolette-Roman, wurde mit dem renommierten Prix du Quai des Orfèvres für den besten Kriminalroman ausgezeichnet. Der zweite Roman mit Kommissar Laviolette »Tod unter der Glyzinie«, erschien 2001.

Pierre Magnan lebt noch heute in Manosque; die Provence ist Inspiration und Hintergrund seines ganzen literarischen Werks.

Pierre Magnans Website: www.lemda.com.fr

Pierre Magnan

Kommissar Laviolettes Geheimnis

Roman

Aus dem Französischen
von Irène Kuhn und Ralf Stamm

Scherz

Besuchen Sie uns im Internet:
www.scherzverlag.de

Die Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel
»Les secrets de Laviolette« bei Éditions Denoël, Paris

1. Auflage 2001, ISBN 3-502-51811-4

Copyright © 1992 by Éditions Denoël

Alle deutschsprachigen Rechte beim Scherz Verlag,
Bern, München, Wien

»Die Signallaterne« und »Die Eiche« wurden übersetzt von Irène
Kuhn und Ralf Stamm, »Der Veilchenstrauß« von Irène Kuhn.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Umschlaggestaltung: ja Design, Bern: Julie Ting & Andreas Rufer

Umschlagbild: AKG, Berlin

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Für meine Freunde
SIMONE UND MARC GUICHARD,
die lange die einzigen Buchhändler waren,
die mich gelesen und mich weiterempfohlen haben.

»Und da verstand ich, dass Noah die Welt nie hatte besser sehen können als von der Arche aus, obgleich diese verschlossen war und obgleich es Nacht war auf der Erde.«

Marcel Proust, *Tage der Freuden*

Die Signallaterne

Ebenso wie den Friedhof von Barles, sagte Laviolette, mag ich den alten, aufgelassenen Bahnhof von Saint-Maime-Dauphin, wo ich noch das Raunen der Leute vom Land vernehme, die ihn einst belebten. Hier hat Modeste, mein Vater, auf alten, grünen Lokomotiven seine Lehre absolviert, ehe er später die großen internationalen Züge fuhr. Die Schienen sind verschwunden. Übrig bleiben zehn Meter Bahnsteig. Übrig bleibt der Name auf dem blauen Schild. Übrig bleibt, halb eingestürzt, das Lampenwärterhäuschen, wo ich bis heute, flüchtig zwar, aber immerhin, das Lampenöl rieche, das einst auf den Boden tropfte. Übrig bleiben auch die hohen Platanen, die im Herbst mit all ihrem toten Laub zu wispern beginnen.

Manchmal, wenn mich im Oktober der Koller packt, komme ich gegen Abend, bevor es dunkel wird, unter dem Vorwand hierher, bei Marcel Sauvaire und seiner Frau Rosemonde eine Kleinigkeit zu essen. Es ist genau gegenüber. Sie sind mit Gott und der Welt befreundet und sie decken gewissermaßen aus Barmherzigkeit auf, so wenig Geld nehmen sie dafür.

Dann setze ich mich auf die Bank auf dem verwaisten Bahnsteig und warte, bis es so weit ist: Ich tue so, als wär's zum Zeitvertreib, dabei ist es mir das Wichtigste. Die Bank wurde gegen 1910 aufgestellt, auf Veranlassung des damaligen Bahnhofsvorstehers, an dem ein Dichter verloren gegangen war. Sie besteht aus zwei hölzernen Schwellen, an denen noch die Einkerbungen der Schienenschrauben zu erkennen sind. Er wollte seine Bank haben und er hat seine Leute dafür am Sonntag antreten lassen. »Bänke?«, hatte stirnrunzelnd sein Vorgesetzter gesagt. »Wozu Bänke? Es gibt doch schon einen Warteraum.« – »Eine Bank«, hatte besagter Bahnhofsvorsteher schüchtern eingewendet.

Der Vorgesetzte hatte sich wieder in den Fahrplan vertieft, der dringend überarbeitet werden musste, und gebrummt: »Machen Sie, was Sie wollen, Hauptsache, ich weiß nichts davon!« – eine zeitlos gültige Antwort.

Wieso wissen Sie über solche Einzelheiten Bescheid?, fragte irgendein aufmerksamer Besserwisser hinten im Saal.

Ich habe sie erfunden, antwortete Laviolette seelenruhig. Aber wenn ich mir ansehe, wie ungehobelt diese Bank ist, die alten Stützen, an denen sie festgeschraubt ist, die schlechte Qualität des Zements, worin sie verankert ist, die Tatsache, dass sie einem den

Hintern aufraut und dass man miserabel darauf sitzt – all das beweist doch, dass es sich um eine Behelfsbank handelte.

Na meinetwegen!, brummelte der andere, nicht ganz überzeugt.

Und auch die Tatsache, fuhr Laviollette fort, dass man dicht daneben eine Hundsrose gepflanzt hat, die gemeinste Rosenart überhaupt, um die Latrinen zu kaschieren, sowohl den Anblick als auch den Geruch.

Kurz und gut, da war eine Bank, rief ein Verehrer Laviollettes leicht genervt. Er war begierig, die Fortsetzung zu hören.

Und sie steht noch da, ein wenig morsch zwar, aber immerhin. Und dann, eines Abends – es war schon im Spätherbst, vermutlich im November, zu der Jahreszeit, in der sich alles auflöst, wo der zerfledderte Sommer und der ebenso zerfledderte Herbst fetzenweise dahingehen, insbesondere über verwaisten Bahnhöfen mit ihren zerzausten, ächzenden Platanen. Und wissen Sie, es war auch sehr spät am Abend, zu jener Stunde, wenn in den richtigen Bahnhöfen die letzten Züge fahren; wenn man sie verpasst, muss man auf einer Bank übernachten – ja, eben: Auf einer Bank. Ich glaube übrigens, dass der Bahnhofsvorsteher dies berücksichtigt hatte, als er seine Bank unter den Bäumen aufstellte, wo sie dem Abendtau weniger ausgesetzt war.

Vermutlich dachte ich an etwas anderes, denn im Halbdunkel und im Geraschel des dünnen Laubes befand ich mich plötzlich dicht an der Bank und sah, dass da jemand saß, allerdings jemand, der Platz gelassen hatte, der sich nicht mitten drauf gesetzt hatte, wie es ihm seine Einsamkeit eigentlich erlaubt hätte, sondern der sich ganz im Gegenteil am allerobersten Ende niedergelassen hatte, um den Vorübergehenden dazu aufzufordern, doch seinerseits Platz zu nehmen und ihm Gesellschaft zu leisten.

Es war eine alte Frau mit einem schwarzen Strohhut, der schon einige Jährchen alt war. Sie trug kein Kleid, sondern das, was man einst auf dem Land »Tracht« nannte, etwas sehr Altes, vermutlich Blaues oder Schwarzes, eine züchtige Stufenfolge von übereinandergetragenen Unterröcken, die steif bis zu den Knöcheln reichten und die sich keineswegs einfach so heben oder öffnen ließen ohne die großzügige Genehmigung der Besitzerin und ohne umständliche Bemühungen des Eroberers. So dass man als solcher durchaus Zeit hatte, die möglichen Konsequenzen seiner Taten abzuwägen.

Abgesehen davon interessierte sich wohl keiner mehr für die Unterröcke derjenigen, die – vermutlich schon lange – reglos hier saß, nicht einmal sie selber, denn sie war wirklich sehr alt. Unter dem Hut waren die Gesichtszüge eingefallen und verwittert, vor allem zum Hals hin, was jegliche Erinnerung an das, was sie in ihrer fernsten Vergangenheit einmal gewesen sein mochte, verwischte.

Auf dem Schoß hielt sie einen ebenfalls schwarzen Schließkorb – Sie erinnern sich doch an jene sperrigen Körbe aus geflochtenen Binsen, ohne die unsere Großmütter nie das Haus verließen und die ihnen sowohl als Behältnis für die Wegzehrung dienten als auch zu Haltung verhalfen – und das Merkwürdige an ihr war, dass sie nicht geradeaus sah, sondern den Oberkörper leicht nach vorn neigte, als ob sie Ausschau hielt nach etwas, was dort hinten am Ende des Bahnsteigs kommen sollte. Nach etwas? Nach einem Zug natürlich! Sie sah ganz so aus wie jemand, der auf einen Zug wartet und sich, um ihn nicht zu verpassen, mit leicht angewinkelten Beinen darauf vorbereitet, loszustürzen (was wir uns längst verkneifen müssen . . . mein Gott, wir wissen doch schon lange, dass er eher auf uns warten wird). Nur dass wir uns hier am Bahnhof von Saint-Maime-Dauphin befanden, wo die letzten Schienen 1943 von den Deutschen demontiert worden waren.

Manchmal aber gab sie diese Lauerstellung auf und blickte geradeaus, über die nicht mehr vorhandenen Gleise hinweg, auf das verfallene Lampenwärterhäuschen, dessen Dachziegel um die Mauern herum verstreut lagen.

Ich befand mich schon nahe genug bei dieser kuriosen Figur, um auf ihren Zügen die Spuren des Lebens verfolgen zu können. Die Lippen, die sich, weil sie farblos waren, nicht von der übrigen Haut im Gesicht unterschieden, bewegten sich unmerklich und schnell, als ob die Frau eine lange Litanei von immer gleichen Worten vor sich hinmurmelte. Sie alle haben schon solche Frauen vom Lande gesehen, die endlos und leise die Maschen ihres Lebens nachzählen, so als ob sich von jeher ein Fehler eingeschlichen hätte.

Ich musste ihr fast auf die Füße treten, damit sie sich mir langsam zuwandte: Vermutlich hatte sie meine Anwesenheit gespürt. Es war bereits so dämmrig, dass ich anstelle der Augen nur zwei Schattenhöhlen ausmachte.

Aus der Nähe roch sie nach Bohnenkraut und geronnener Ziegenmilch. Dieser Geruch umschwebte damals alle Frauen vom Lande, dazu kam der Duft von frischem Gras, das sie mit der Sichel schnitten, um es den Kaninchen zu verfüttern. Der Wohlgeruch – ein anderes Wort gibt es nicht – hing in ihren Haaren und in ihren Kleidern und wenn sie sich bewegten, verbreiteten sie ihn in ihrer Umgebung.

Ich, der ich unbekümmert und fest in meinen Mantel gepackt dastand, sah vermutlich danach aus, als würde ich gleich fragen: »Wissen Sie zufällig, ob der Zug nach Céreste Verspätung hat?« Dabei war ich fest entschlossen, den Abstand zu wahren. Es würde bestimmt noch eine gute Stunde dauern, bis sich der letzte Stammgast loseisen und Marcel von der Tankstelle her rufen würde:

»Komm herüber, Modeste, die Suppe ist heiß!«

Bis dahin würden mir für meinen Seelenfrieden der Gruß der hohen Bäume und die Betrachtung der Vergangenheit hinreichen. Also begnügte ich mich damit, höflich meinen Hut zu lüften, wie ich es immer tue, und sie zu fragen:

»Darf ich?«

Sie sagte weder ja noch nein und drehte sich auch kaum zu mir hin. Fügsam versuchte sie sich noch ein wenig kleiner zu machen und rutschte auf den Holzschwellen noch ein wenig weiter zur Seite. Ich wickelte mir den Mantel noch enger um den Hintern und versuchte meinerseits nur ganz wenig Platz einzunehmen, was bei mir verlorene Liebesmühe ist. Normalerweise vergesse ich, dass ich viel Platz brauche, aber wenn ich mich auf eine Bank setze, werde ich mir dessen immer wieder schmerzlich bewusst. Das Gefühl war an jenem Abend noch deutlicher als sonst. Mir war, als würde mein Gewicht allein auf den schief liegenden Holzschwellen lasten, ebenso als würde nur ich sie auf ihrem wackligen Fundament erschüttern, wenn ich die Position wechselte. Allerdings war die Alte auch nicht sehr üppig und vermutlich drückte sie die Bank nur mit halbem Hintern.

Wie es sich für zwei Reisende gehört, die sich nicht kennen, blickten wir geradeaus. Allerdings genügte das auch. Vor dem dunklen Hintergrund des Lure-Gebirges war da jenseits der hohen Bäume das ganze Hinterland von Forcalquier, das der Nacht entgegensah. Wenn im November solche Landschaften auf die

Nacht warten, müsste schon eine Katastrophe hereinbrechen, um die Leute daran zu hindern, in ihren Küchen bei Frau und Kind unter der Lampe Zuflucht zu suchen. Und Leute wie ich, die sich einen solchen Hafen des Friedens versagt haben, weil sie nicht unter den unvermeidlichen Trennungen leiden wollen, können nur im Schwindelerregenden noch Trost suchen: Beim Großen Bären, der seinen Wagen rückwärts auf den Höhen des Lure-Gebirges in Stellung bringt, beim Wind in den Platanen eines ausgestorbenen Bahnhofs, in der Gesellschaft einer Alten, die vermutlich eine Familie hat und die den so beruhigenden Duft einer Frau vom Lande verströmt. Aber warum nur widerstand sie dem Ruf des Zuhause, warum blieb sie auf dieser Bank sitzen? Wer war bei ihr daheim damit beschäftigt, die Suppe auf den Küchentisch zu stellen, unter die Lampe, die den Dampf von den Tellern einfangen würde?

Ein unwiderstehliches Bedürfnis, all dies zu erfahren, wollte mich gerade aus meiner höflichen Reserve locken, da vernahm ich von ihrer Seite die Worte:

»Kann ich einen Augenblick mit Ihnen sprechen?«

Sie hatte leise und schnell gesprochen. Aber es war kein Flüstern gewesen. Die Stimme war vielmehr klangvoll und trotz des Winds im Geäst vernahm ich jedes Wort ganz deutlich. Aber ich hatte das sonderbare Gefühl, ich sei der Einzige, der imstande war, sie zu hören: Wäre jetzt jemand genauso herangeschlendert, wie ich es getan hatte, bevor ich mich gesetzt hatte, er hätte, einen Blick auf seine Uhr werfend, die Worte der Alten nicht hören können. Zwischen ihrem blassen Mund und meinem Ohr war eine Schallbrücke, die nicht für andere galt. Hatte sie mir diese Frage überhaupt gestellt? Als ich mich ihr zuwandte, um ihr zu antworten, sah ich ihr Gesicht noch immer im Profil und ihre untätigen Hände hatten sich nicht von ihrem Korb gerührt.

Die Feierlichkeit einer Begegnung will man nie sofort einsehen. Der Fremde, egal, wer er ist, ist uns immer so unbequem, dass zunächst einmal die Verachtung stärker ist. Man ist auch von Panik ergriffen, wenn eine Unbekannte einen anspricht. Stets versucht man, das Ereignis zu verharmlosen, ihm die Wirkung zu nehmen, einfach weil man verschüchtert ist und vor dem kleinen Wunder, das da geschehen ist, im Grunde Angst hat. Solche Dinge habe ich im Laufe des Lebens kapiert und im Laufe ebendieses Lebens ist